

Heute noch ein Apfelbäumchen  
Von der Kirchenspaltung zur Ökumene

## Früchte des Baumes –

Kennzeichen katholischen Christseins

Fastenpredigt zu Lk 3,1-17 von Thomas Söding im Dom zu Limburg am 26. März

Jede Fastenzeit ist die Zeit des Täufers Johannes. Er weiß, dass es nicht so weitergehen kann wie bisher. Er weiß aber auch, dass das Beste noch kommt. Er löst das Volk Israel aus den Fesseln einer Vergangenheit, die zwar durch das Privileg der Abrahamskindschaft geprägt ist, aber keine Zukunft zu öffnen, sondern nur den *status quo* zu verewigen scheint – so wie die Kirche sich, besonders in der österlichen Zeit, zum Bekenntnis der Sünden gerufen weiß, wenn sie nicht denkt, in ihrer heutigen Gestalt der Weisheit letzter Schluss zu sein. Der Täufer bereitet das Volk Israel auf das Kommen des Messias vor, so wie sich das neutestamentliche Volk Gottes jetzt auf Ostern vorbereitet.

Johannes der Täufer fordert Buße, so wie es auch Jesus getan hat. Besser ausgedrückt: Johannes und Jesus fordern Umkehr: Sie rufen zu einem neuen Denken, einem neuen Handeln, einem neuen Fühlen; sie rufen die Mitglieder des Volkes Gottes zu einer Abkehr von ihrer Vergangenheit, die durch Not und Schuld belastet ist, und zu einer Hinkehr zur Zukunft, die es nicht ohne das Gericht gibt, aber in der Hoffnung auf Vergebung, auf Besserung, auf Erlösung.

Auf Johannes den Täufer geht das Bild der guten Früchte zurück, an denen die Qualität eines Baumes ermessen werden kann und an denen sich sein Schicksal entscheidet: herausgehauen zu werden aus der Reihe der anderen Bäume oder geerntet zu werden, so dass die Früchte gegessen werden können und den Hunger, vielleicht auch den Durst von Mensch und Tier stillen. Nach der Bergpredigt hat Jesus dieses Bild übernommen: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ (Mt 7,16.20). „Ein guter Baum bringt keine schlechten, ein schlechter keine guten Früchte. Jeder Baum, der keine guten Früchte bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen“ (Mt 7,18-19).

Viele wenden sich mit Grausen von den harten Bildern des Gerichts ab; sie können von der Axt nichts hören, die an die Wurzel eines Baumes gelegt ist, von der Schaufel, die auf der Tenne zwischen der Spreu und dem Weizen scheidet, und vom unauslöschlichen Feuer. Tatsächlich ist mit diesen Bildern vielen Angst gemacht worden, die ohnedies mühselig und beladen waren; tatsächlich hat man oft genug die anderen bedroht, die Ketzer, die Häretiker, die Ungläubigen.

Aber Johannes der Täufer redet dem Lukasevangelium zufolge die eigenen Leute an. Er bedroht nicht diejenigen, die ohnedies nicht wissen, wohin in ihrem Elend, sondern jene, die im Land der Verheißung wohnen, das für Abraham noch Fremde war, für sie aber Besitz geworden ist. Nach der Bergpredigt redet Jesus den Jüngern ins Gewissen. Beide, Johannes wie Jesus, sprechen von jenem Gericht, ohne das die Gnade billig wäre und die Versöhnung nur ein fauler Friede. Bei Johannes ist – wie bei Jesus, dem „Stärkeren“ – das Gericht um des Reiches Gottes willen da, das es nicht versperrt, sondern erschließt.

Die Gerichtspredigt fordert zur Selbstkritik auf. Sie fordert Buße und Umkehr, hier und jetzt, mitten im Leben. Deshalb ist die Gerichtspredigt in den Evangelien keine Drohbotschaft, die im Gegensatz zur Frohbotschaft stände, sondern ein Ausdruck dessen, wie ernst es Gott mit der Sendung des Messias ist, wie stark das Reich Gottes alles umwälzt und wie tief der Glaube jetzt schon das Leben verändern soll.

Aus diesem Grund ist die Umkehrpredigt des Täufers Johannes nicht nur ein passendes Evangelium zur Fastenzeit, sondern auch zu diesem ganzen Jahr 2017, bei dem der 500 Jahre Reformation gedacht wird, weil 1517 Martin Luther seine 95 Ablassthesen veröffentlicht hat, deren erste lautet: „Als unser Herr und Meister Jesus Christus sagte: ‚Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen‘, wollte er, dass das ganze Leben der Glaubenden Buße sei.“

Das Wort „Reformation“ hängt mit dem Wort „Reform“ zusammen, und das biblische Wort für „Reform“ heißt „Umkehr“. Wovon muss sich die katholische Kirche im Jahr 2017 abkehren, wenn sie nicht die Spaltung, sondern die Einheit vertiefen will? Und wohin muss sie sich hinkehren, wenn sie die Ökumene fördern will, das gemeinsame Glaubenszeugnisse aller, die den Namen Jesu Christi tragen? Welche Früchte kann sie vom Baum der Reformation ernten, ohne sich zu vergiften? Und welche kann sie guten Herzens anbieten, weil sie gut schmecken und gut tun?

Zuerst also: was muss die katholische Kirche hinter sich lassen?

„Fangt nicht an, zu euch selbst zu sagen: Wir haben ja Abraham zum Vater“, warnt Johannes diejenigen Israeliten, die, weil sie zum Volk Gottes gehören, in der Gefahr stehen, sich der theologischen Wurzelbehandlung zu entziehen, die notwendig ist, um sie zu kurieren. „Fangt nicht an, zu euch selbst zu sagen: Wir sind ja katholisch; wir haben ja den Papst und die Bischöfe, wir haben alle sieben Sakramente; wir sind die Weltkirche.“ Wer so redet, erliegt der Versuchung des Katholizismus: so zu tun, als ob es die Reformation nie gegeben hätte - oder als ob vor 500 Jahren nur ein fürchterliches Missverständnis entstanden sei, dass im Grunde aber alle Menschen guten Willens katholisch werden, wenn man sie nur ließe.

Das aber ist eine fatale Selbsttäuschung. Sicher: Die Geschichte der katholischen Kirche war und ist eine Geschichte großer und kleiner Reformen, vor wie nach der Reformation, zuletzt mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Martin Luther hat als Reformtheologe begonnen. Hätte er eine gute Antwort erhalten, wäre die Kirche beisammen geblieben. Aber sie wäre nicht die katholische Kirche von heute geworden, so wenig wie andererseits gesagt werden kann, die evangelische Kirche sei die katholische, die durch die Reformation gegangen sei. Nein, beide Seiten haben sich aneinander gerieben und auch aneinander wundgerieben. Beide haben sich gegeneinander profiliert. Die katholische Kirche hätte nicht so scharf auf die Direktiven des Lehramtes, auf die Zentralgewalt des Papstes, auf die rechtliche Regelung des Christseins gesetzt, wenn es nicht die Auseinandersetzung mit dem weltweiten Protestantismus gegeben hätte. War das gut? War es überzogen? Die Buße beginnt damit, dass diese Fragen gestellt werden.

Der wichtigste Beitrag der Reformation besteht darin, dass es in ihrem Gefolge – über die Orthodoxie hinaus – eine sichtbare Alternative zur katholischen Kirche gibt: eine Kirche ohne Papst, mit einer schier unüberschaubaren Vielfalt von Ablegern, mit eigenen Vorstellungen, was die Kirche zur Kirche macht, in unseren Breitengraden auch mit Frauen im Pfarramt. So groß der Druck der konfessionellen Milieus lange Zeit war: Seit der Reformation kann man sich entscheiden, katholisch oder evangelisch zu werden, ohne dass man es aufgeben müsste, sich christlich zu nennen.

Das ist kein Verlust, sondern ein Gewinn: ein Gewinn an Freiheit. Es ist auch ein Gewinn an Glaubwürdigkeit, wenn kein Gerangel um die besten Plätze zur Rechten und Linken Jesu Christi herrscht, wie bei den Zebedäussöhnen (Mt 10,37), sondern ein faires, partnerschaftliches, geschwisterliches Miteinander, in dem niemand das eigene Licht unter den Scheffel stellt, aber auch niemand mit Scheuklappen durch die Gegend rennt.

Umkehr heißt für die katholische Kirche immer zuerst: sich abzuwenden vom Besitzstandsdenken, die einzig wahre Kirche zu sein, und die Verfehlungen anzuerkennen, die aus dem Anspruch resultieren, der Größte zu sein (Mk 9,34).

Wohin aber soll die Reise gehen?

Nicht ins konfessionelle Niemandsland. Sondern – was kann ich in diesem schönen Dom anderes sagen? – mitten hinein in die katholische Kirche, die freilich ihre Berufung, eine Kirche für alle zu sein, immer erst noch selbst entdecken muss. Das ist der andere, der positive Teil der Umkehr, der freilich ebenso schwierig und schmerzlich ist, bevor er aussichtsreich wird, wie der Weg der Reue, ohne den man das Wort: „Ich vergebe dir deine Sünden“ nicht froh und erleichtert hören kann.

Was heißt es heute, nicht nur katholisch zu sein, sondern katholisch zu werden?

Die katholische Kirche braucht die enge Partnerschaft mit den anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften (wie sie selbst sich sehen), um die eigenen Engführungen aus dem Zeitalter des Konfessionalismus zu weiten, das immer noch nicht ganz vorbei ist. Was sie von der Reformation aufnehmen kann?

Schnell sind bekannte Themen aufgezählt wie die Liebe zur Heiligen Schrift, die evangelische Kirchenmusik, die Austeilung von Brot und Wein bei der Abendmahlsfeier, die herausragende Qualität der evangelischen Theologie. Alle sind in der Tat wichtig; aber sie haben Gründe, die noch tiefer bohren lassen.

Martin Luther hat, zu seiner Zeit wie kein zweiter, die Gottesfrage als Glaubensfrage gestellt und beantwortet. Benedikt XVI. hat bei seinem oft unterschätzten Besuch in Erfurt 2011 daran erinnert, dass der Reformator damit auch die katholische Kirche inspiriert. Luther hat die Gottesfrage nicht theoretisch, sondern praktisch gestellt: Wie bekomme ich einen gnädigen Gott? Sage niemand, in einer Welt der vielen Götter und Herren, der tausend Ansprüche und öffentlichen Anschuldigungen, der tiefen Verletzungen und des permanenten Rechtfertigungszwangs sei diese Frage überflüssig geworden. Heute ist sie nicht mehr ökumenisch trennend, sondern verbindend, wie die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre zeigt. Sie wäre 1999 nicht unterzeichnet worden, wenn nicht beide Seiten über ihren Schatten gesprungen wären und anerkannt hätten, dass es eine typisch evangelische Redeweise von Schuld und Vergebung gibt, von der die katholische Kirche lernen kann, und umgekehrt.

Beim deutschen Buß- und Versöhnungsgottesdienst, der am 11. März diesen Jahres in der Hildesheimer Kirche St. Michaelis gefeiert worden ist, hat Reinhard Kardinal Marx ausdrücklich das Wirken der evangelischen Synoden gewürdigt, das auf Luthers Theologie des Priestertums aller Getauften zurückgeht. Der katholische Bischof hat damit indirekt auch ein Defizit der römischen Kirche markiert: Sie hat die Sendung der Bischöfe, einschließlich des Papstes, so stark in den Vordergrund gestellt, dass demgegenüber die Rolle der „Laien“, die aber auf den meisten Gebieten des christlichen Lebens die wahren Experten sind, unterbelichtet wird. Auch wenn über das Glaubensbekenntnis nicht per Mehrheitsbeschluss entschieden werden kann – würde es nicht die große Mehrheit der Gläubigen aller Zeiten und Räume geben, die den Glauben teilten, wäre er leer. Die katholische Kirche kann im Gespräch mit den Protestanten besser als im Selbstgespräch entdecken, wie die Expertise aller Getauften in den Weltendienst, aber auch in die Glaubens- und Sittenlehre der Kirche besser einfließen kann. Die evangelische Seite kann von der katholischen lernen, was ein Bischof ist; aber in der katholischen Kirche ist noch viel Luft nach oben, was die Kooperation der Bischöfe, der Priester und der Diakone mit dem Kirchenvolk der vielen getauften und gefirmten Christenmenschen betrifft. Für die Kirche in der Demokratie ist dies ein Schlüsselthema.

Im Blick auf die evangelische Kirche ist auch zu erkennen, dass die Rolle der Frauen weit besser sichtbar wird als in der katholischen Kirche, die zwar die Gottesmutter Maria verehrt, einen reichen Schatz an Frauencharismen in den Orden kennt und etwa seit der Zeit, in der die ersten Pfarrerrinnen ordiniert worden, Frauen im pastoralen Dienst arbeiten lässt, aber den Verdacht struktureller Frauendiskriminierung nicht leicht los wird, weil die Priesterweihe Männern vorbehalten ist. Desto wichtiger ist, dass die verantwortlichen, ja vielerorts entscheidenden Aufgaben, die Frauen und Männer in der Kirche der Gegenwart und der Zukunft spielen werden und spielen müssen, auch wenn sie nicht geweiht sind, theologisch aufgewertet und kirchlich anerkannt werden, einschließlich wechselseitiger Verpflichtungen zwischen ihnen und den Bischöfen sowie den Priestern und Diakonen.

Wenn aber diese und viele weitere Früchte der Reformation zu genießen sind: Heißt das etwa, dass die katholische Kirche nur evangelisch zu werden bräuchte, um selbst ein reiches Angebot guter Früchte bereitzustellen? Das wäre ebenso simpel wie die Vorstellung, die Protestanten brauchten nur katholisch zu werden, dann wären alle ökumenischen Probleme gelöst, und mit dem missionarischen Christsein ginge es auch in den liberalen Wohlstandsgesellschaften des aufgeklärten Westens und Nordens steil bergauf.

Welche Kennzeichen des katholischen Glaubens also können fruchtbar sein, auch für andere? Eine Leistungsschau verbietet sich. Aber falsche Bescheidenheit ist auch keine Tugend.

Zu den Früchten des Katholischen gehört der Papst. Es kann nicht immer eine Idealbesetzung sein. Aber im Bischof von Rom gibt es einen Sprecher der gesamten Christenheit, ja der Menschheit. Wer tritt auf der weltweiten Bühne so für die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe, so für die den Zusammenhalt von Gerechtigkeit und Frieden, so für die Solidarität mit den Armen und die Bewahrung der Schöpfung ein wie Papst Franziskus? Ein „Antichrist“ ist er sicher nicht, ein Christ auch nach dem Herzen vieler Evangelischer aber schon. Die katholische Kirche hat im Petrusdienst des Bischofs von Rom eine Frucht am guten Baum des Evangeliums hervorgebracht, die zwar manche meinen verschmähen zu müssen, die aber auch von denen genossen werden kann, denen der Unfehlbarkeitsanspruch und der Jurisdiktionsprimat zu weit gehen, so wie es andererseits ja auch katholische Kritik an zu viel Zentralismus gibt. Desto wichtiger ist es, dass der Papst, welchen Namen auch immer er führe, tatsächlich so agiert, dass ihn alle Christinnen und Christen als ihren Sprecher erkennen können, zumal wenn er kritisch ist. Auch er muss ja die Gerichtsbotschaft der Propheten, des Täufers und Jesu verkünden – und in erster Linie auf sich selbst beziehen. Martin Luther hätte sich über Päpste, die sich für Menschenrechte einsetzen, ein Jesusbuch schreiben und die Freiheit des Gewissens fördern, sehr gewundert. Das spricht nicht gegen ihn, aber für die Reformfähigkeit des Papsttums.

Zu den Früchten des Katholischen gehört, ähnlich wie in der Orthodoxie, das Bischofsamt, dem das der Priester und Diakone zugeordnet ist. Wie groß die Bedeutung der Bischofs für die katholische Kirche ist, konnte man auch in Ihrem Bistum Limburg sehen. Als es zur großen Krise kam, wollte niemand das Bischofsamt abschaffen, sondern alle wollten einen guten Bischof. Das neutestamentliche Wort für „Amt“ heißt „Dienst“. Das Bischofsamt ist ein Bischofsdienst – besonders an der Einheit der Kirche: von Generation zu Generation, von Gemeinde zu Gemeinde, von Kirche zu Kirche, und in der Gemeinschaft der Bischöfe von Kontinent zu Kontinent, also im globalen Maßstab. Die Bischöfe müssen dann allerdings auch die Kirche zusammenhalten und dürfen sie nicht spalten. Das bezieht sich auch auf die Ökumene. So gut oft jetzt schon die Partnerschaften sind – es wird viel an den Bischöfen liegen, dass die Hildesheimer Selbstverpflichtungen nicht auf dem Papier stehen bleiben: das ökumenische Lernen nachhaltig werden zu lassen und damit voranzugehen; das Fürbittgebet für die ökumenischen Partnerinnen und Partner in allen Gemeinden einzuführen und selbst damit ernst zu machen, den konfessionsverbindenden Ehen alle Hilfestellungen zu geben, die ihren gemeinsamen Glauben stärken und dafür auch pastorale Leitlinien zu erlassen.

Zu den katholischen Früchten der Ökumene gehört der Reichtum der Liturgie, der Sinn für Schönheit in der Kirche, die Farbigekeit der Bilder. Vor allem das Geheimnis der Eucharistie, in dem die Sakramentalität der Kirche ihren dichtesten Ausdruck findet. Wie kann die Eucharistie den Glauben nähren? Derjenigen, die voll zur Kirche gehören? Derjenigen, die katholisch, aber nicht zu den Sakramenten zugelassen sind? Und derjenigen, die evangelisch sind und den eucharistischen Glauben teilen? Die Kirche in Deutschland hat hier aufgrund ihrer besonderen Geschichte eine besondere Aufgabe. Die Eucharistie kann nur als Fest des Glaubens gefeiert werden. Aber dieses Fest mitzufeiern, müssen alle Getauften, die den Glauben teilen, eingeladen werden können. In *Amoris laetitia* hat Papst Franziskus gezeigt, wie das bei wiederverheirateten Geschiedenen gehen kann. Bei einer konfessionsverbindenden Ehe könnte es pastoral ähnlich geregelt werden. Wer den Glauben an die reale Gegenwart Jesu Christi im Sakrament der Eucharistie teilt, kann nicht gut vom Kommunionempfang ausgeschlossen werden. Umkehr heißt hier: die Weite, die Barmherzigkeit und Freiheit der katholischen Kirche zu entdecken.

Johannes der Täufer mahnt: Bringt Fürchte, würdig der Umkehr. Dass diese Umkehr der Kirche möglich ist und dass sie, wie gebrochen auch immer, wirklich wird, ist die wichtigste Frucht der Erkenntnis am Baum Jesu Christi selbst, in dieser Fastenzeit und in jeder Zeit, die Gott der Kirche und der Menschheit schenkt.